

Das große Hanshin-Erdbeben: eine Körperzeugenreportage

Wolfgang Herbert,
Kôbe

Es ist Viertel vor sechs. Ich wache auf, bevor der Wecker sein rhythmisches Piepsen entlädt. Dienstag. An diesem verlasse ich normalerweise so gegen sieben Uhr das vierstöckige Haus, um mit dem Schiff nach Tokushima, an meine Arbeitsstelle, zu fahren, über die Insel Awaji nach Shikoku also, wo ich dann einige Tage verbringe, um am Wochenende wieder in Kôbe zu sein. Dieses vergnügliche Doppelleben mit zwei Lebenstempi, dem rasanten und eleganten der Großstadt Kôbe und dem gespannten Andante der Provinz, sollte einen bösen Riß bekommen.

Ahnungslos stehe ich auf, ziehe meine Jeans an (ich schlafe nie in Pyjamas oder ähnlichen Schlafkostümen), gehe in die Küche, stelle routinemäßig Wasser für meine Frühstückskanne Tee auf und begeben mich in Richtung meines Zimmers. Urplötzlich vernehme ich ein rollendes Grollen, wie einen tief aus der Mitte der Erde entsteigenden Donner, das Haus schwankt und schaukelt wie ein Schiff, ich verliere das Gleichgewicht, möchte mich mit der linken, dann der rechten Hand an den Wänden abstützen, fassungslos, da ist nichts zum

Fassen oder Anhalten, das Gebäude wankt von Osten nach Westen, unter den Füßen Stöße, als stünde ich neben einem Preßlufthammer, aus meinem Gekröse tönt ein langgezogener Kehllaut, ich schreie, diese Sekunde gewahre ich: Erdbeben, Frau und Kind sind im Schlafzimmer, unter den Decken verkrochen, ich bin völlig hilflos, ausgeliefert, bodenlos erschrocken, Gedankensturm ... reißt unter mir ein Spalt auf, kracht mir die Decke auf den Kopf, erdrücken mich die Wände, Apokalypse ... der chthonische Tremor schüttelt mich durch und durch. Nach einigen Dutzend Sekunden: Ruhe, das Haus steht wieder und noch, ich renne in die Küche, schalte das Gas ab, Dunkel, Strom weg, Straßenbeleuchtung aus, ich vergewissere mich, daß meine Lieben heil sind, entzünde mit meinem Feuerzeug eine Kerze (was zu einer schlimmen Gasexplosion hätte führen können, die Gefährlichkeit dieses kopflosen Treibens ging mir erst später auf). Mein siebenjähriger Sohn verkriecht sich unter den Küchentisch, bleibt dort in seine Decke gehüllt, die ersten Stimmen aufgeschreckt und aufgeregt auf

die Straße gelaufener Nachbarn sind zu hören, wir haben keine Batterien für ein Radio, damit keinerlei Informationskontakt, sitzen zitternd nicht nur vor Kälte um die Kerze am Boden, ein, zwei Nachbeben schauern uns durch die Glieder, noch haben wir keinen Schimmer vom Ausmaß der Katastrophe.

Wir essen verunsichert und sorgenvoll ein improvisiertes Frühstück, Tee gibt's natürlich keinen, der Getränkeautomat draußen ist ohne Licht, funktionslos. Das Wasser aus dem Hahn wird immer dreckiger bis es ganz versiegt. Es wird langsam heller, aber nicht wärmer. Vom Fenster aus können wir den Widerschein von Feuer sehen, unheilvolle Rauchschwaden, Funkenspritzer steigen hoch. Ich gehe nach draußen. Es riecht scharf nach Gas und Brand. Ich steige ein wenig nach oben Richtung Universität Kôbe, die direkt über uns liegt. Von dort habe ich einen Ausblick auf das Meer und die ganze Stadt. Es ist wie nach einem Bombenabwurf, Dutzende Brandherde, über Kilometer wie schmauchende Krater verteilt die Feuerbrunststellen, in der Ferne sehe ich Sannomiya, verhüllt durch einen sepi-

farbenen Rauchscheier, ein Großflächenbrand. Weiter oben die ersten zentimeterweiten Risse in der aufgeworfenen Straße, zwischen der Stützmauer und dem Hang klafft eine etwa zwanzig Zentimeter breite Spalte, ich kapiere endlich, daß dies ein Großbeben war. Es ist gespenstisch still, keine Sirenen, keine Verkehrsgeräusche, die Feuer brandeln ruhig vor sich hin. In einem Busch vor mir picken Goldhähnchen ähnelnde Vögel unter zaghaftem, aber wohlgenutem Piepsen Samen aus verdorrten Blüten, als wäre nichts geschehen. Ich kehre nach Hause zurück, immer noch ohne Informationen, ich kann nur sagen: „Wie Bihac, wie Ex-Jugoslawien!“ Meine Frau möchte Batterien kaufen gehen, damit wir Nachrichten empfangen können. Inzwischen ist es hell, ich lösche die Kerzen und inspiere unsere Wohnung, die bergwärts gelegenen Zimmer gleichen einem Müllhaufen. Alle Bücherregale umgestürzt, Tohuwabohu, unbegebar. In Küche und Wohnzimmer ist nichts umgefallen, das Geschirr dank der Glastüren des Kastens unzerbrochen, nur die Küchenuhr ist auf den Boden gefallen und zersprungen, die Zeiger erstarrt und fixiert auf den ominösen Zeitpunkt 6.47 h. Die Mauer draußen an der Bergseite hat einen horizontalen Riß, einige Fliesen der Stiegen wurden herausgerissen, im übrigen ist das Haus nahezu unversehrt. Meine Frau kommt zurück, unverrichterdinge und bleich: „Weiter unten ist es wirklich schlimm, umgestürzte Mauern, eingefallene Dächer ... Wahnsinn.“

Beim Gang meerwärts erlebe ich Schritt um Schritt ein böses Erwachen: der Bahnhof der Privatlinie Hankyû ist unbeleuchtet, vor den öffentlichen Telefonen haben sich die ersten Warteschlangen gebildet, da alle privaten Anschlüsse zur nicht bebengeschüttelten Welt abgeschnitten wurden, Ziegel, Glassplitter und Mauerstücke auf den Straßen. Der nahegelegene Schrein ist arg zugerichtet, zwei kleinere Nebenschreine völlig in sich kollabiert, Familien in Decken gehüllt unter den Bäumen, links am Parkweg standen alte Holzhäuser, sie sind eingestürzt, aufgerissen, schief gekippt, zerstört. Schräg über den unteren Ausgang aus dem Götterbezirk liegt der massive Steinquerbalken des *torii*, in der Mitte geborsten, das Tor ist umgestürzt. Davor Bretter, Mauer- und Ziegelhaufen, Schutt auf den Straßen, zugeweiht wurden die Häuser planiert, Leute hocken

verwirrt und wie Verirrte vor ihren zusammengekrachten Heimen und Träumen. Weiter unten brennt's, keine Feuerwehr, es knistert, raucht und faucht. Menschen mit staub- und rußverschmierten und verstörten Gesichtern, manche zerkratzt und blutend - es ist scheußlich. Ich sehe das mehrstöckige, aus Stahlbeton errichtete Gebäude des Coop, in der Mitte zerschlitzt, der obere Teil einige Meter nach Westen verschoben. Weiter unten der JR-Bahnhof Rökkômichi: die Plattform zerbrochen, die Unterführung teilweise versperrt durch die darauf gekrachte Brückenhälfte, es ist unglaublich. Hier ist es am schlimmsten. Holzhäuser in allen Stadien der Zerstörung: abgerissene Mauern, kollabierte Dächer, völlig in Schutt flachgelegte Hütten, alle Fassaden aufgerissen: das hier gelebte Leben liegt nackt und verstreut herum: Radios, Bücher, Wäsche, Bettdecken ... eine Frau in Schlapfen und Pyjama, dürftig in eine Wolldecke eingewickelt, stapft entgeistert und mit wirrem Blick an mir vorbei ... eine andere, eine Geisterwelt. Ver-

lorene Menschen, verlorene Blicke, verlorene Habe. Kein Geschrei, die Augen vor Schock trocken, Apathie, fatalistische Gelähmtheit. Ich kann mir nicht helfen die in der Luft liegende Resignation, ergebene Gebeugtheit, als „asiatische“ Reaktion zu interpretieren, ich stelle mir dieselbe Szene in Europa vor und glaube, alles wäre panischer, aufbegehrender, lauter. Und doch: ich selbst stehe wie unter einem Gefühlsschock: es ist wie bei einer plötzlichen, schweren Verletzung: bis man das Blut nicht sieht, spürt man den Schmerz nicht. Ich gehe durch das Trümmerfeld, Menschen hocken dort notdürftig gegen die Kälte geschützt mit dem, was sie aus dem Schutt noch retten konnten, eingehüllt sind wir in eine stumme Paralyse. Noch zweimal werde ich vom „Berg“ hinabsteigen zu den Ruinen, wie um mir das Unfaßbare noch einmal vor Augen zu führen. Eine umgefallene Gartenmauer liegt da wie eine erschlagene Riesenschlange auf der Straße, Holzlatten und zerfetzte Dachbalken ragen in die Höhe wie Spieße, aufgeschlitzte Häuser starren wie

Dämonenfratzen in die sie umgebende Gespensterwelt, Menschen geistern durch die Horrorkulissen, schleppen sich wie anaesthetisiert durch die Schutt- moränen, Glas, Dachziegel, Bretter knirschen unter ihren Füßen. Die Wolke der Lähmung hängt bis zum Nachmittag über dem Katastrophengebiet, die Sonne ist von dunklen Rauchvorhängen böse verhüllt, am hellichten Mittag hat sie eine unheimlich rotorange Farbe und einen Lichthof wie aus Feuer.

Unser Telefon im Haus bleibt stumm, alle Verbindungen in die und aus den am ärgsten betroffenen Gebiete sind unterbrochen, wir stehen mehrmals in bei den Telefonzellen an, warten, versuchen einen Anschluß herzustellen, Besetztzeichen, Leitung gerissen. Der Student vor mir in der Reihe sagt lapidar in die Muschel: „Hallo, ich lebe noch, mein Haus ist zusammengebrochen, aber ich bin heil, macht Euch keine Sorgen, alles okay“ und hängt auf. Beim nächsten Mal versuche ich es am stehengebliebenen Bahnhof, es ist schon gegen elf am Vormittag: ein Angestellter mit Krawatte und Anzug geht auf die Plattform, die Stirne ungläubig in Falten geworfen, er schaut in beide Richtungen, weit und breit kein Zug, er geht wieder von dannen. Dies zeigt deutlich den Schadensunterschied, die Kluft zwischen begüterter Frau, der vergeblich versucht hatte, uns telefonisch zu erreichen, ist abends unerwartet bei uns, wir packen hektisch die wichtigsten Sachen ein, er bringt uns über Schleichwege über die Berge nach Osaka zu den Schwiegereltern meiner Frau in Sicherheit.

Eigentlich bin ich das, was man sprachlos nennt. Es hat mir das Wort verschlagen. Erst Tage später kann ich Notizen für diese Niederschrift machen. Wie gebannt sehe ich - ein sonst notorischer TV-Verweigerer - fern. Das Unglück flutet in mich hinein in immer wieder sich wiederholenden Bildern: die umgestürzte Autobahn, grotesk verdrehte Eisenbahnschienen, eingefallene Bahnhöfe, Großbrände, Trümmerhaufen. Stündlich erhöhen sich die Zahlen der Toten, Verletzten, Verschwundenen. Und wieder Aufnahmen der in Flammen stehenden Häuser, in der Mitte zusammengekrachter Stahlbetonkästen, geborstener Scheiben, umgefallener Strommaste, umgestülpter Straßen, zu Geröllhaufen geschrumpfter Gebäude. Gezeigt werden - ganz nach den üblichen Nachrichtenwertkriterien - nur die

wildesten Orte: die Reporter sind strategisch verteilt auf die Brandherde, die gekippte Autobahn, den kollabierten Bahnhof Itami, eine Erdrutschhalde, bei der nach Verschütteten gesucht wird und das Epizentrum auf der Insel Awaji. Von dort werden periodisch Live-Berichte geliefert, untermalt von schaurigen Luftaufnahmen aus Helikoptern, den ganzen Tag hört man sie herumschwirren, die Blechmoskitos. Städteplaner, Geographen, Erdbebenforscher und Experten aus angrenzenden Fachgebieten bevölkern die Studios und geben ihre Analysen, Einschätzungen und Prognosen preis. Allgemeine Verwunderung über die Brüchigkeit der stolz als erdbebensicher taxierten Bauten, niemand habe mit einem Beben dieses Ausmaßes in Kansai gerechnet. Erste kritische Stimmen äußern sich zu Verschleppungen und Verzögerungen bei den Rettungs- und Bergungsaktionen: es steht mir kein Urteil zu, aber rein vom Augenschein her, ist da einiges schiefgelaufen. Löscharbeiten haben erst sehr spät begonnen und gegriffen, teilweise durch Verkehrsbehinderungen, Wassermangel oder Personalknappheit bedingt. Die Berichte im TV werden zunehmend emotional aufgeheizt mit Tragödien: das Kind, das vor einem Schutthügel unter Tränen „Papa“ schreit, die Frauen, die vom Feuer überrascht, ihre Großmutter, deren Stimme sie ausmachen konnten, nicht mehr bergen konnten und hilflos ihrem Verbrennungstod ins Auge sehen mußten, die nach Stunden, Tagen lebend Geborgenen, denen selbst noch durch die Sauerstoffmaske ein Kommentar abgenötigt wird. Privatsphäre - wenn man das hier so sagen will - wird hier in rüdester Art zerstört, die Menschen mit ihrem Schmerz und ihrer Trauer nicht in Ruhe gelassen, der Medienvoyeurismus zeitigt unzählige weitere Opfer.

Nach Tagen wird die Höhe der Schäden und Verluste deutlich: weit über fünftausend Tote, Zehntausende Verletzte und Obdachlos-Gewordene (genaue Daten werden von den Weltmedien kalt kolportiert, darum geht's hier nicht). Letztere müssen nun in Katastrophensammelstellen im Provisorium leben. Mangelnde Privatheit, defiziente oder zu wenige sanitäre Einrichtungen, die nächtliche Kälte, das eintönige Essen und Alltagsleben führen zu psychischer Ermattung und Verstimmung. Haushalte, die noch bewohnbar sind, sind von der Wasser-, Gas- und teilweise Strom-

versorgung abgekappt, besonders die Restaurierung der Wasser- und Gasleitungen wird vier bis sechs Wochen dauern. Wassertankfahrzeuge kommen täglich ins Katastrophengebiet, die Leute müssen mit Kübeln, Flaschen, Töpfen, was sie halt an Gefäßen noch bergen konnten, auf ihre Füllungen warten, oft stundenlang und vergeblich, wenn die Rationen ausgegangen sind. Kochen wird zur Überlebenskunst, aber nach wenigen Tagen hat ein erstaunliches Netzwerk von Freiwilligen aller Couleur begonnen, Hilfslieferungen aus dem ganzen Land zu verteilen, die Nahrungsversorgung ist einigermaßen sichergestellt. Langsam werden die Menschen von ganz realen Alltagsorgen eingeholt: was passiert mit ihren Raten für das nicht mehr existente Haus, was mit ihrer Arbeit, wie kommt man zu einem Bad, wie zu einer vorübergehenden Bleibe ... Ein Viertel der Häuser des einst so mondänen Kōbe ist entweder völlig oder halb zerstört. Getroffen hat es die Ärmsten: so etwa in Nagata-ku, einem ehemaligen *buraku*-„Ghetto“, in dem auch viele in Japan residierende Koreaner wohnten, aber auch Indochina-Flüchtlinge und asiatische (oft „illegale“) Arbeiter - hunderte aus diesen Gruppen auch unter den Todesopfern. Vormals neunzig Prozent der Gummischuhproduktion in Japan abdeckend, sind viele Fabriken in Asche aufgegangen, der ganze Bezirk ist brandverwüstet. Daten zu den tausenden Umgekommenen, deren Namenslisten täglich auf Bildschirm und in Zeitungen länger werden, zeigen, daß über die Hälfte von ihnen über sechzig Jahre alt war, sie waren zu schwach, um nach draußen zu fliehen und oft aus Geldmangel in altersschwachen, aus Holz gebauten, damit hoffnungslos verlorenen Häusern wohnhaft. Die meisten starben unter den herabgestürzten Trümmern durch Ersticken oder Erschlagenwerden (beim großen Erdbeben in Kantō vom 1.9.1923 starb der Großteil der mehr als vierzehntausend Opfer an Brandfolgeschäden). Der Wiederaufbau wird Jahre dauern, die Herstellung von einigen Zugverbindungen besonders im Gebiet Kōbe ebenfalls (einzige „gute Nebenfolge“: die Tagelöhner in Kamagasaki haben für diese Zeit ausnahmslos alle Arbeit, soviel, daß sie wählerisch sein können und das nach mehreren, harten Rezessionsjahren). Mit dem „Untergang“ des reizvoll zwischen Berg und Meer gelegenen Kōbe, der Stadt, die stolz war auf ihr Erschei-

nungsbild und internationales Flair, ist bei vielen Japanern der manchmal bis zu unerträglicher Selbstgefälligkeit gediegene Fortschritts-, Technik- und Wissenschaftsglaube nachhaltig erschüttert worden. Nicht so bei der Verwaltung und in Regierungsstellen, die mit einem vor zynischem Optimismus strotzenden „Phönix-Plan“ Kôbe zu einer neuen Musterstadt der Erdbebensicherheit aufbauen wollen - Deklarationen, um die Aufgebrachtheit über ihre langsame, administrationsgebremste Reaktion bei Hilfestellungen zu überspielen. Bewunderung verdienen die sogenannten einfachen Leute aus der Bevölkerung, die sich schon beängstigend diszipliniert informell, schnell und unter Großmobilisierung aller noch gebliebenen Möglichkeiten gegenseitige Hilfe geleistet haben. Ganze Züge von Verwandten der Geschädigten machten sich in Fußmärschen ins Bebengebiet auf, um Wasser, Essen, Kälteschutz etc. zu bringen. In Osaka allerdings geht das Leben fast ungestört weiter, das beherrschende Gesprächsthema in den Bahnen ist auch nach Wochen noch das Erdbeben, aber Angestellte gehen in ihre Firmen, junge Leute und Hausfrauen in die von Waren überquellenden Kaufhäuser, ein Überfluß, der mir physisch wehtat, als ich in einem Departmentstore einkaufen ging. Viele Freunde und Bekannte, darunter extrem rationale und verkopfte Menschen (wie ich), lassen plötzlich Kommentare, metaphysisch-angehauchte, hören wie: „Die Erde hat ihren Zorn entladen über das rücksichtslose Treiben der Menschen, die Naturzerstörung, die großtechnische Hochmut ...“. So pathetisch und katholisch (und gegen beides bin ich allergisch) das nun klingt: Als Erbebengeschockter hat man das Gefühl, sein Leben ändern zu müssen, spürt man den Wert kleinster alltäglicher Dinge, sieht die Welt neu ...

Die meiste Zeit verbringe ich nun auf „meiner“ Insel in Tokushima: eine Woche nach dem Beben stehe ich wieder im Klassenzimmer, sehe die vielen im Campus gepflanzten Palmen mir zu blinken mit ihren in der Sonne glitzernenden Blätterfächern, hallelujah, ich lebe, kann und darf meiner Arbeit nachgehen, eine neue Zuneigung zu den Dingen erfüllt mich, abends sitze ich friedlich in meinem Stammkaffeehaus, sehe den kreisenden Milanen, meinen Freunden, zu, lange noch nach Sonnenuntergang das Silberlicht über dem Schloßberg, auf

dem jetzt ein Schrein steht, weiß metallisé der Himmelssaum, dann bläulich aufgehend in die Grauschwärze der Nacht. Selbst meinen Kaffee trinke ich anders, koste sein braunes Samtaroma aus, ich bin ein Davongekommener, noch dazu ein privilegierter mit Zweitwohnsitz, bin hier wie in einer anderen Dimension - ein kleiner Himmel und die Hölle - wie nahe sie sich sind. Nur in den Träumen kommen sie wieder, die Bosch-Bilder und die Erschütterungen,

selbst das Rütteln des Buses evoziert bei mir Eingenicktem ein unangenehmes Halbschlafbild, mein Sohn baut Häuser und Schlösser mit Legoklötzen und spielt dann Erdbeben, indem er sie niederreißt. Wie groß muß das Trauma derer sein, die ihrer Angehörigen, Nahestehenden, Heim und Habe verlustig gingen?